



Zusammenleben – nur wie?

Israel/Palästina: ungewohnte Perspektiven, wenig gehörte Stimmen

SCHWERPUNKT: ISRAEL/PALÄSTINA

- 2 **Wir sind nur Verwalter, nicht Eigentümer**
Besinnung
- 4 **Zusammen leben – nur wie?!**
Über verblassende Zukunftsvisionen, bittere Realitäten und verhakte Debatten
- 6 **Ein Spiegelbild der Zerrissenheit**
Evangelische Beziehungen zum Heiligen Land
- 10 **Diplomatie mit des Himmels Hilfe**
Episoden aus der Dienstzeit eines israelischen Botschafters beim Heiligen Stuhl
- 12 **Falsche Methoden, falsche Kategorien**
Über Fehler und Leerstellen in der Friedensarbeit im Heiligen Land
- 14 **Den Blick über den Tellerrand wagen**
Mit einer Friedensvision raus aus der Sackgasse
- 16 **Die Geschichte des anderen kennen**
Über das Holocaust-Tabu in der palästinensischen Gesellschaft
- 18 **Kinder lernen sich beim Spielen kennen**
Über jüdisch-arabische Begegnungen am Rande des Negev
- 20 **Christen in Israel vor der Qual der Wahl**
Über den Streit, ob Christen im Heiligen Land Araber oder Aramäer sind

NACHRICHTEN AUS DER SCHNELLER-ARBEIT

- 22 **Vater von 68 Kindern**
Ein Erzieher erzählt von den Herausforderungen im Internatsalltag
- 24 **... bis zum Gute-Nacht-Lieder-Singen**
Ehemalige erinnern sich
- 26 **Spenden sind kräftig gestiegen**
Nachdenkliches und Erfreuliches bei der EVS-Mitgliederversammlung
- 28 **Vorbild, Brückenbauer und großartiger Freund**
Zum Tod von Pfarrer i.R. Klaus Schmid

SERVICE

- 31 **Buchbesprechungen**
- 33 **Nachruf/Impressum**

Liebe Leserin, lieber Leser,

nach unseren „Länderheften“ über Syrien (3/2018), den Libanon (4/2020), Armenien (1/2021) und Jordanien (2/2021) nun also eines über Israel und Palästina. Manche mögen dabei zuerst an Gewalt und Menschenrechtsverletzungen denken. Davon gibt es reichlich, wie die jüngsten Entwicklungen im Jerusalemer Stadtteil Sheikh Jarrah oder das Verbot sechs palästinensischer Organisationen gezeigt haben. Dennoch wollten wir gerade angesichts der trostlosen Situation von unseren Autorinnen und Autoren wissen: Wie könnt ihr euch ein Zusammenleben in Zukunft (noch) vorstellen?



Man mag nur demütig staunen angesichts einer Stimme wie der von Professor Mohammed Dajani Daoudi aus Jerusalem, der trotz allem am Ziel eines Miteinanders zweier unabhängiger Staaten festhält, zugleich aber darauf verweist, dass sich alle auf die Traumata der jeweils anderen einlassen müssen. Außerdem haben wir Stimmen gesammelt, die Versöhnung und Gerechtigkeit stärker miteinander verknüpfen wie John Munayer. Andere, wie Shadi Khalloul, streben eine Integration ihrer nicht-jüdischen Gemeinschaft in den jüdischen Staat an. Und wieder andere praktizieren längst das Miteinander wie das israelische Kinderheim Neve Hanna, dessen Pädagogik des Miteinanders von jüdischen und muslimisch-beduinischen Kindern sehr an das christlich-muslimische Beziehungsgeflecht unserer Schneller-Schulen erinnert.

Zwei unserer Autoren nehmen einen anderen Blickwinkel ein und schauen auf das Verhältnis der Kirchen zu Israel-Palästina. So schreibt Tobias Kriener, der Studienleiter des christlichen Begegnungs- und Lernzentrums Nes Ammim, über evangelische Beziehungen zum Heiligen Land. Und der ehemalige israelische Botschafter im Vatikan, Mordechai Lewy, berichtet von diplomatischen Verwicklungen, über die man sonst nur selten etwas erfährt.

Wie immer geht es in diesem Heft auch um die Arbeit der Schneller-Schulen und der internationalen EMS-Gemeinschaft.

Unser Redaktionsteam wünscht Ihnen gesegnete Feiertage. Bleiben Sie behütet – und möge dieses Heft Ihnen eine anregende Lektüre „zwischen den Jahren“ sein.
Ihr

Uwe Gräbe

Wir sind nur Verwalter, nicht Eigentümer

Jedes Jahr am ersten Sonntag im Oktober feiert die Bischöfliche Diözese von Jerusalem Erntedankfest oder Erntesonntag. Es ist ein wunderschöner Morgen, an dem die Kirchenaltäre in unserer Diözese mit vielen Früchten der Herbst-ernte geschmückt sind. Es ist auch eine Zeit, in der wir das Ende des Schöpfungszyklus erkennen und daran erinnert werden, dass wir uns um die uns anvertraute Schöpfung kümmern müssen. Außerdem fällt in diese Zeit auch das Fest des Heiligen Franziskus, der durch sein Lebensbeispiel bis heute aktuell ist.

Natürlich feiern viele Kulturen der nördlichen Hemisphäre in den Herbstmonaten solche Erntefeste. Und selbst in den weltlichsten von ihnen kommt zumindest ein

*Von dir kommt ja alles; und
was wir dir gegeben haben,
stammt aus deiner Hand.*

(1. Chron 29,14b)

gewisses Gefühl der Dankbarkeit über den großen Reichtum der Ernte zum Ausdruck. In diesen Ländern hört man oft im Fernsehen oder im Radio den Satz: „Es gibt wirklich viel, wofür wir dankbar sein sollten.“

Eine Sache bleibt dabei allerdings unerwähnt: Wem sollten wir unseren Dank aussprechen? Denn es reicht nicht aus, nur ein Gefühl der Dankbarkeit zu haben.

Dankbar zu sein ist die Folge davon, dass uns jemand etwas Wertvolles gegeben hat. Aus Dankbarkeit wollen wir dann demjenigen danken, der uns das Geschenk gemacht hat.

In der Kirche gibt es keine Zweifel darüber, wem wir unseren Dank aussprechen sollen. Es ist der Allmächtige, der Schöpfer aller Dinge. Oder wie es üblicherweise in der Heiligen Messe beim Offertorium, dem liturgischen Gesang zur Gabenbereitung, heißt: „Von dir kommt ja alles; und was wir dir gegeben haben, stammt aus deiner Hand.“ (1. Chron 29,14b).

Wenn wir also am Erntedanksonntag unsere Altäre mit den Früchten der Ernte schmücken, erinnern uns diese Gaben an Gottes gnädige Fürsorge uns gegenüber – an die vielen Segnungen, die der Herr uns im Laufe des Jahres zuteilwerden lässt. Wenn wir diese große Fülle sehen, sagen wir Gott unseren Dank.

Aber gerade für Christen ist die große Güte Gottes ein Ansporn, über die bloße Danksagung hinauszugehen, so wichtig diese auch ist. Sie inspirieren auch dazu, so zu geben, wie wir empfangen haben. Und das ist in der Tat unsere Berufung. Wie Jesus selbst einst verkündete: „Geben ist seliger als nehmen“ (Apg. 20,35b).

In dieser Welt gibt es viele, die in Not und Bedrängnis sind, sowohl physisch als auch geistig. Ihnen gegenüber sind Christen aufgerufen, von ihrem Überfluss zu geben, und zwar mit Freude, weil sie wissen, dass sie damit die Liebe Christi zeigen – „denn Gott liebt einen fröhlichen Geber“ (2. Kor 9,7b).



Erzbischof Hosam Naoum segnet den Erntedankaltar in der St. George-Kathedrale in Jerusalem.

Wir müssen aber nicht nur mit Freude, sondern mit ganzem Herzen geben. Das bedeutet, aufopferungsvoll zu geben, so wie Christus selbst sein Leben für uns gegeben hat und uns auffordert, auch unser Kreuz auf uns zu nehmen. Erinnern wir uns an die Witwe, die nicht nur einen winzigen Teil ihres Überflusses abgab, wie es die anderen im Tempel taten, sondern „ihren ganzen Lebensunterhalt“ (Mk 12,44). Sie gab aufopferungsvoll. Damit hat sie sich das Lob unseres Herrn verdient.

In diesen Monaten, in denen viele von uns die Früchte der Herbsterte genießen, soll uns diese große Fülle an diese verschiedenen Berufungen erinnern. Die Welt drängt uns oft dazu, mehr für uns

selbst und unsere eigene Zufriedenheit zu kaufen. Doch das führt nur zu Egoismus und Narzissmus.

Ein Leben der Danksagung ist das perfekte Gegenmittel gegen diese geistlichen Bedrängnisse. Denn wenn wir Gott danken, erkennen wir an, dass tatsächlich alles von Gott kommt. Wir sind nur Verwalter, nicht Eigentümer.

Aus dieser bescheidenen Position heraus sind wir dann eher in der Lage, aus der Fülle der Gaben, die wir erhalten haben, zu teilen, indem wir denen, die schwierige Zeiten durchmachen, Erleichterung bieten und uns bewusst darum bemühen,

*Denn Gott liebt einen
fröhlichen Geber.*

(2. Kor 9,7b).

gute Haushalter der uns anvertrauten Schöpfung zu sein. Allein das Wissen, dass wir in der Lage waren, einem bedürftigen Bruder oder einer bedürftigen Schwester zu helfen und den irdischen Garten, in dem wir alle leben und atmen, liebevoll zu pflegen, wird für uns zu einem weitaus größeren Segen, als es je materieller Besitz sein kann.

Dr. Hosam E. Naoum ist Erzbischof der Bischöflichen Diözese in Jerusalem und dem Mittleren Osten, zu der auch die Theodor-Schneller-Schule in Amman gehört.

Zusammen leben – nur wie?!

Über verblässende Zukunftsvisionen,
bittere Realitäten und festgefahrene Debatten

Eigentlich ist es eine ganze einfache Frage: Wie wollt Ihr zusammenleben? Doch einfache Antworten darauf gibt es in Israel/ Palästina nicht. Trotzdem muss diese Frage immer wieder gestellt werden. Und denen, die sie beantworten, muss zugehört werden. Sonst hat der Frieden keine Chance.

Ein zusammenhängender palästinensischer Staat ist nach den Jahrzehnten des israelischen Siedlungswerkes wohl nur noch schwer möglich.
Im Bild: die Siedlung Shilo.



Was bleibt, wenn alle vernünftig erscheinenden Wege zum Frieden verbaut sind? Jahrzehntelang wurde die Zweistaatenlösung für Israel und Palästina sowohl innerhalb als auch außerhalb jenes Fleckchens Erde zwischen Mittelmeer und Jordan von allen beschworen, die in dieser Debatte auch nur einigermaßen bei Verstand zu sein schienen. Was aber geschieht, wenn die Problemlösung zum Lippenbekenntnis wird, während in der Praxis nichts, aber auch gar nichts geschieht, um sie je umzusetzen – oder eher im Gegenteil: während sehr viel geschieht, um sie dauerhaft unmöglich zu machen? Ein territorial auch nur einigermaßen zusammenhängender palästinensischer Staat ist nach den Jahrzehnten des israelischen Siedlungswerkes wohl nur noch schwer möglich. Die „grüne Linie“ ist schon lange aus israelischen Landkarten verschwunden. Umgekehrt habe ich eine Palästinakarte, die nur aus Westjordanland und Gazastreifen besteht, in diesen beiden Gebieten aber auch noch nirgendwo gesehen.

Wenn es nun tatsächlich nicht anders gehen sollte als irgendwie miteinander zu leben – wie könnte dieses Miteinander

dann aussehen? Vor fünf Jahren bereiste der Schriftsteller Nir Baram das Westjordanland. Dabei stieß er auf Begegnungsorte, an denen tiefreligiöse Muslime und jüdische Siedler einander umarmen und nach einem Miteinander auf der Basis von Tora und Scharia suchen, verbunden mit einem Hauch Esoterik. Für Baram zeichnet sich hier eine Form des möglichen zukünftigen Miteinanders ab. Nicht ganz fern ist dieser Ansatz von der Position des ehemaligen israelischen Politikers Reuven Rivlin, der als Staatspräsident (2014–2021) zwar stets gegen eine Teilung des Landes eintrat, dabei aber ein hohes Maß an Gleichberechtigung der Palästinenserinnen und Palästinenser vor Augen hatte.

Man mag fragen, ob all diejenigen, die das Nebeneinander zweier unabhängiger Staaten bereits geschrieben haben, sich wirklich auf solche Modelle einlassen würden, die eine israelische Dominanz in einem gemeinsamen Staat ausgesprochen oder unausgesprochen voraussetzen. Oder ob es nicht womöglich doch fruchtbarer wäre, sich zum Beispiel noch einmal intensiver den Gedanken derjenigen zu stellen, die trotz allem an einer gegenseitigen Anerkennung in zwei Staaten festhalten.



Uwe Gräbe

Jenseits solcher Debatten hat eine ganze Generation palästinensischer Theologinnen und Theologen seit Mitte der 1980er Jahre an theologischen Entwürfen gearbeitet, welche die Kraft zur Selbstbehauptung ihrer Gemeinden in den geopolitischen Auseinandersetzungen stärken sollen. Der Ton ist hier inzwischen deutlich rauer geworden; Kategorien aus gegenwärtigen Postkolonialismus-Debatten werden dabei auf den modernen Staat Israel angewandt. Und dies wiederum verstört jene, die im Zionismus einfach die Nationalbewegung des jüdischen Volkes sehen – oftmals wohl wissend, dass jede Nationalbewegung das Potenzial der Befreiung ebenso in sich trägt wie das zu einem rücksichtslosen Nationalismus. Ist hier ein Dialog noch möglich? Notwendig wäre er – denn wem nützte es, wenn Palästinenser (und Palästinafreunde) nur noch mit anti-zionistischen Juden sprächen, und Israelis (sowie Israelfreunde) nur noch mit pro-zionistischen Arabern und deren Freunde und Unterstützer?

Auch in Deutschland ist die Debatte unversöhnlich geworden. Nie geht es dabei nur um den Nahen Osten, sondern stets auch um die eigene Geschichte. Wäh-

rend die einen beklagen, dass der Raum zu einer kritischen Auseinandersetzung immer mehr eingeschränkt werde, weisen die anderen darauf hin, dass über kaum ein anderes Thema mit solcher Vehemenz öffentlich diskutiert wird wie über Israel und Palästina. Gelingt es den einen wie den anderen noch, auf diejenigen Stimmen zu hören, die dem eigenen Weltbild nicht entsprechen?

Diese Ausgabe des Schneller-Magazins soll ein Versuch sein, auch gegensätzlichen und vielleicht ungewohnten Perspektiven einen Raum zu geben. Wer sich auf einen multiperspektivischen Zugang einlässt, mutet sich viel zu. Doch letztlich sind es die Menschen zwischen Mittelmeer und Jordan, die irgendwie miteinander leben müssen, nicht ihre Unterstützerinnen und Unterstützer in Europa. Genau deswegen lohnt es sich, aufmerksam hinzuhören, wenn einige der unmittelbar Betroffenen Antworten formulieren auf die Frage: „Zusammen leben – aber wie?!“

Uwe Gräbe

Ein Spiegelbild der Zerrissenheit

Evangelische Beziehungen zum Heiligen Land

Das historische Interesse evangelischer Christen am Heiligen Land ist verständlicherweise groß. Doch wer nach Israel/Palästina reist, wird kaum um eine Auseinandersetzung mit der aktuellen Situation herumkommen. Einfache Antworten darauf gibt es nicht. Deswegen wäre es hilfreich, die evangelischen Kirchen in Deutschland würden sich noch mehr mit der Thematik auseinandersetzen.

Heilig wird das Land genannt, das hauptsächlich den heutigen Staat Israel und die von ihm besetzte Westbank umfasst. In ihm hat sich weitgehend die Geschichte abgespielt, von der die Bibel erzählt: die Geschichte des Volkes Israel und seines Sohnes Jesus. Dass evangelische Christen dieses Land aufsuchen, um sich ein besseres Bild von dieser Geschichte zu machen, liegt nahe.

Aus zwei Gründen reicht das Interesse evangelischer Christen aus Deutschland aber noch tiefer: Da ist einerseits die Beziehung zu einheimischen Christen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und im Heiligen Land (ELCJHL). Diese bildete sich ursprünglich aus Schülerinnen und Schülern des Syrischen Waisenhauses sowie um das 1851 gegründete Mädchenheim Talita Kumi, welches heute eine der renommiertesten Schulen in den palästinensischen Gebieten ist. Die schwierige Situation der evangelischen Palästinenserinnen und Palästinenser zwischen israelischer Besatzung und muslimischer Mehrheitsgesellschaft erfordert unsere Empathie und Sympathie, und das nicht nur in einem sozial-karitativen Sin-

ne, sondern auch in eminent theologischer Perspektive: Palästinensische Theologie in ihrem Kontext stellt uns vor Fragen, denen wir uns als ökumenische Geschwister zu stellen haben.

Ich denke da vor allem an die Ideologie des Religiösen Zionismus. Auf eine kurze Formel hat dies jüngst Bezalel Smotrich von der Partei „Religiöser Zionismus“, gebracht, als er gegenüber dem palästinensischen Knesset-Abgeordneten Ahmad Tibi äußerte: „Also Ahmad, ein wahrer Muslim muss wissen, dass das Land Israel dem jüdischen Volk gehört, und auf Dauer werden Araber wie du, die das nicht anerkennen, hier nicht bleiben. Dafür werden wir sorgen.“

Diese massive Drohung resultiert aus theologischen Entwicklungen in nationalreligiösen Jeshivot in den letzten fünf Jahrzehnten. Von diesen jüdischen religiösen Schulen bekommen wir kaum etwas mit. Jüdische Siedler in den besetzten Gebieten dagegen setzen diese Drohung täglich in die Praxis um und terrorisieren die palästinensische Bevölkerung. Die am christlich-jüdischen Dialog in Deutschland Beteiligten sollten dringend diese Strömung des Judentums zur Kenntnis nehmen. Sie prägt zunehmend auch das Denken im ultraorthodoxen Judentum,



Seit 1961 Einsatz für den jüdisch-



Nes Ammim

arabischen Dialog: die christliche Siedlung Nes Ammim.

das historisch eigentlich a-zionistisch ist. Die säkulare Öffentlichkeit in Israel wiederum kann dieser Strömung kein eigenes Verständnis von Judentum entgegensetzen.

Als eine sinnvolle Initiative könnte ich mir vorstellen, zusammen mit den palästinensischen Christen eine Art „Theologie des Sumud“ (arabisch für Standhalten) aus dem Geist der Bergpredigt zu entwickeln. Ein Praxisbeispiel dafür ist das sogenannte „Tent of Nations“: Unter dem Motto „Wir weigern uns, Feinde zu sein“ versucht die Familie Nassar auf ihrer Farm in der Nähe Bethlehem dem Druck der jüdischen Siedlungen standzuhalten und Brücken zur israelischen Seite zu schlagen. Internationale Freiwillige helfen bei der landwirtschaftlichen Arbeit und bieten Schutz vor Siedlerübergriffen.

Der andere Zugang zu diesem Land geht über die Empathie und Sympathie mit den

Juden, die durch den Aufbau des Staates Israel eine Zuflucht vor dem Antisemitismus zu etablieren suchten. Das späte Erwachen der evangelischen Theologie in Deutschland nach der versuchten „Endlösung“ führte dazu, dass zahlreiche Initiativen entstanden, die sich um eine Umkehr im Verhältnis von Christen und Juden bemühen und dies mit Projekten im Staat Israel mit Leben füllen. Drei Beispiele:

Seit 1961 entsendet die Aktion Sühnezeichen Friedensdienste Freiwillige, die vor allem in Sozialeinrichtungen sowie der historischen und politischen Bildungsarbeit tätig sind. Oder Nes Ammim, eine christliche Siedlung im Norden Israels, wo seit 1963 Freiwillige vor allem aus Deutschland und den Niederlanden ein Gästehaus für Israelis und internationale Reisegruppen betreiben. In einem Studienprogramm lernen sie das Land Israel und die palästinensischen Gebiete in ihrer Differenziertheit kennen. Darüber hinaus fördert Nes Ammim lokale Dialogprojekte zwischen Juden und Palästinensern.

Außerdem entsendet seit 1978 „Studium in Israel“ evangelische Theologiestudierende für ein Studienjahr an der Hebräischen Universität in Jerusalem. Die Absolventen sind nach ihrer Rückkehr Multiplikatoren für eine grundlegende Umkehr und Erneuerung der christlichen Theologie im Verhältnis zum Judentum.

In der deutschen Erlöser-Kirchengemeinde in Jerusalem, die quasi in Hausgemeinschaft mit der ELCJHL lebt, laufen viele Fäden zusammen. Hier begegnen sich die Teilnehmenden und Mitarbeitenden von Projekten auf beiden Seiten, tauschen sich aus, diskutieren miteinander. Nach meiner Beobachtung besteht zwischen den im Lande Lebenden großes

Interesse und Verständnis für die Anliegen und Probleme auf der „Gegenseite“.

In Deutschland dagegen hat der blutige Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern immer wieder zu erbitterten Konflikten zwischen ihren jeweiligen Sympathisanten geführt. Stichworte: Erste Intifada 1987 ff.; Weltgebetstag der Frauen 1994; Zweite Intifada 2000 ff.; „Kairos“-Papier der palästinensischen Christen; BDS-Bewegung.

Mit den theologischen Herausforderungen befassten sich verschiedene Kommissionen von EKD, UEK und VELKD über Jahrzehnte hinweg. Das letzte von einem Gemeinsamen Ausschuss „Kirche und Judentum“ erarbeitete Dokument aus dem Jahr 2012 trägt den Titel: „Gelobtes Land?

Land und Staat Israel in der Diskussion. Eine Orientierungshilfe“. Sie unterstreicht den „Konsens über die bleibende Verbundenheit der Christen mit Israel als dem erstberufenen Gottesvolk (...), respektiert das jüdische Selbstverständnis und bejaht das Existenzrecht des Staates Israel“. Sie

„trägt zugleich der starken Verbundenheit der Kirchen mit Israel und Palästina und ihrer Verantwortung für alle im Nahen Osten lebenden Menschen – seien sie Juden, Christen oder Muslime – Rechnung.“

In der Evangelischen Mittelostkommission (EMOK) tauschen sich zahlreiche im Nahen Osten engagierte Projekte und Gruppen aus. Dieses Forum hat vor allem den Sinn, trotz divergenter Bewertungen der Entwicklungen den Gesprächsfaden nicht abreißen zu lassen und auf der gemeinsamen Basis des Glaubens nach Verbindendem zu suchen. 2009 veröffent-

lichte die EMOK „Israel-Palästina. Eine Positionsbestimmung der EMOK“. Sie schließt mit folgender Bemerkung: „Ein unterstützendes Engagement nur für Israelis oder nur für Palästinenser ist möglich. Die EMOK spricht sich dabei für den Dialog aus und ruft daher alle im Nahen Osten engagierte Christen auf, immer auch die jeweils andere Seite wahrzunehmen und zu respektieren. Weiterführend ist aber ein Engagement, das sich auf beide Seiten konstruktiv auswirkt, und vermittelnd, verbindend und versöhnend wirkt. Frieden ist nur dadurch zu erreichen, indem auch der andere Frieden, Normalität und Fortschritt erlebt.“

Wie kann solch ein weiterführendes Engagement aussehen? Auf beiden Seiten gibt es eine Vielzahl von Projekten und Initiativen, die sich für Dialog und Begegnung einsetzen. Deren Unterstützung ist unter den Mitgliedsorganisationen der EMOK weitgehend unumstritten, wie zum Beispiel „Tent of Nations“, Hand-in-Hand-Schulen, Neve Schalom/Wahat el-Salam oder eben das Nes Ammim Center of Learning and Dialogue for Peace. Weniger konsensfähig sind Menschenrechtsorganisationen, die Menschenrechtsverletzungen Israels dokumentieren wie Rabbis for Human Rights, B'Tselem, Yesh Din, Breaking the Silence, Shalom Ahshav, Ta'ayush u.v.a.m. Vom Staat Israel werden sie als Staatsfeinde betrachtet, was sie auch unter den Parteigängern Israels in Deutschland suspekt macht.

Es wäre sinnvoll, wenn die EMOK zum einen die Arbeit dieser Menschenrechtsgruppen zusammenstellen würde, ebenso wie die Arbeit von Gruppen, die Menschenrechtsverletzungen der palästinensischen Autonomiebehörde in Ramallah und der Hamas im Gazastreifen do-



Texte der EMOK sind zu finden
auf der Website der EKD:
www.ekd.de/emok



kumentieren. Zum anderen sollte die EMOK sich für die Unterstützung dieser Gruppen stark machen.

Und schließlich könnte ich mir äußerst hilfreich vorstellen, die Frage des sogenannten Israelbezogenen Antisemitismus zu bearbeiten. Insbesondere der BDS-Bewegung (Boycott, Deinvestitionen, Sanktionen) und dem sich darauf beziehenden Kairos-Papier der palästinensischen Kirchen wird vorgeworfen, antisemitischen Motiven zu entstammen und antisemitische Ziele zu verfolgen.

Umgekehrt wird dem Bundestagsbeschluss von 2019 zu BDS und der darin enthaltenen Antisemitismus-Definition der Internationalen Allianz zum Holocaustgedenken (IHRA) vorgeworfen, der

Abwehr jeglicher Kritik an der israelischen Besatzungspolitik zu dienen. Die EMOK könnte herausarbeiten, was die berechtigten Anliegen von BDS sind und zugleich problematische Aspekte klar benennen, ohne palästinensischen Widerstand gegen die Besatzung zu dämonisieren.

Ein solches Positionspapier der EMOK könnte die Debatte in den evangelischen Kirchen in Deutschland zwischen den Freunden Israels und Palästinas versachlichen und vielleicht auch dazu führen, Sympathie und Empathie mit Israel und Palästina nicht als sich ausschließende, sondern im Gegenteil einander bedingende und gegenseitig fördernde Engagements zu begreifen und (weiter) zu entwickeln.

Pfarrer Dr. Tobias Kriener leitet die Studien- und Dialogarbeit in dem christlichen Begegnungs- und Lernzentrum Nes Ammim.

Vermitteln, versöhnen, Brücken bauen: Beispiele

Neve Shalom/Wahat al-Salam (Oase des Friedens)

Gemischt arabisch-jüdisches Dorf, in dem alle Entscheidungen von den beiden strikt paritätischen Bevölkerungsgruppen im Konsens getroffen werden. Betreibt u.a. eine „Friedenschule“ für die Begegnung zwischen jüdischen und arabisch-palästinensischen Israelis.

<https://www.wasns.org/>

Hand-in-Hand-Schulen

Ein Netzwerk privater Schulen in Israel, an denen jüdische und arabisch-palästinensische Kinder von einem ebenso gemischten Lehrkörper unterrichtet werden.

<https://www.handinhandk12.org/>

Tomorrow's Women

Ein Trainingsprogramm für junge palästinensische und jüdische Frauen, um sie zu starken und empathischen Führungspersönlichkeiten zu bilden, die Konflikte gemeinsam lösen und Gleichheit, Frieden und Gerechtigkeit für alle fördern.

<https://tomorrowwomen.org/>

Parent's Circle Families Forum

Ein Zusammenschluss von Hinterbliebenen von jüdisch-israelischen und palästinensischen Kriegs- und Terroropfern, die in vielfältigen Aktivitäten zusammenarbeiten.

<https://www.theparentcircle.org/en/>

Mahapach-Taghir (Revolution)

Eine feministische jüdisch-palästinensische Initiative, die durch lokale Aktivitäten zu mehr sozialer Gerechtigkeit, Solidarität und „Community Resilience“ (Durchhaltekraft auf lokaler Ebene) beitragen will.

<https://mahapach-taghir.org/en/home/>

„Tent of Nations“

(siehe Text)

<http://www.tentofnations.org/>

Center of Learning and Dialogue for Peace Nes Ammim

(siehe Text) <https://www.nesammim.de/naisrael>

Diplomatie mit des Himmels Hilfe

Episoden aus der Dienstzeit eines israelischen Botschafters beim Heiligen Stuhl

Wenn man die Bandbreite der historischen Beziehungen zwischen Judentum und Kirche seit 2000 Jahren Revue passieren lässt, so kann man zum Schluss kommen, dass die Beziehungen nie so gut waren wie heute. Doch erst seit 1993 pflegen Israel und der Vatikan volle diplomatische Beziehungen.

Meine erste Erfahrung als Botschafter beim Heiligen Stuhl machte ich 2008 gleich vor der Beglaubigungszeremonie bei Papst Benedikt XVI. Ich musste meine Ansprache vorab schriftlich einreichen, was auch in manch anderen Staaten üblich ist. Wörtlich stand darin folgendes: *Ich hoffe, ich kann zum zarten Beziehungsgeflecht zwischen Israel und dem Heiligen Stuhl beitragen, das erst seit kurzem aufgenommen wurden, wie auch zwischen dem Jüdischen Volk und der Katholischen Kirche.*

Zu meinem Erstaunen mahnte der vatikanische Protokollchef, dass ich nicht im Namen des jüdischen Volkes sprechen könne, da meine Akkreditierung nur für den Staat Israel und nicht für das jüdische Volk gelten könne. Diese vatikanischen Vorbehalte, Israel nicht als Vertreter des jüdischen Volkes anzuerkennen, ist für den auf der zionistischen Idee begründeten Staat ein bewusst einkalkulierter Affront. Seit 1948 weigert sich der Heilige Stuhl konsequent, die Souveränität Israels über Jerusalem anzuerkennen. Diese Haltung hängt mit dem vatikanischen Vorschlag der Herstellung eines *corpus separatum* zusammen, bei der Teilung Mandatspalästinas Jerusalem weder der arabischen noch der jüdischen Seite zu-

zusprechen. Durch die Internationalisierung Jerusalems wollte sich der Vatikan ein Mitspracherecht über die Zukunft der Heiligen Stadt vorbehalten.

Als Papst Benedikt 2009 Israel besuchte, war uns sehr dran gelegen, ihn in eine gemeinsame Ölbaumpflanzung mit Schimon Peres im Garten des Präsidentenpalais in Jerusalem einzubinden. Tagespolitisch ist diese Geste ein symbolischer Akt, im Herzen von Israels Souveränitätsanspruchs Präsenz zu zeigen. Theologisch gesehen war es auch ein Angebot, über den von der Wurzel des guten Ölbaums genährten Alten Bund und den aufgepfropften Zweig zu reflektieren (Römer 11, 17-24). Seit der Verabschiedung des Konzildokuments *Nostra Aetate* 1965 ist diese gemeinsame Ölbaumpflanzung ein Symbol für die christlich-jüdische Verständigung.

Die vatikanische Doktrin, Israels Souveränität über Jerusalem nicht anzuerkennen, führt auch zu manch anderen diplomatischen Schief lagen. So agiert der Botschafter des Vatikans als Nuntius in Israel von einer Postadresse in Jaffo-Tel Aviv aus. Bei der Palästinensischen Behörde gilt dieselbe Person dagegen als Apostolischer Delegierter, was ein abgestufter diplomatischer Rang ist, da keine vollen diplomatischen Beziehungen aufgenommen wurden. In beiden Fällen arbeitet der vatikanische Botschafter von Ost-Jerusalem aus, wo er seine Residenz und Kanzlei hat. Seine Mitarbeiter müssen höllisch aufpassen, dass Briefe in die richtigen Umschläge kommen und nicht an die falsche Adresse geschickt werden, was durchaus vorkommt. Jahresempfänge



Anfang Mai 2009: Papst Benedikt XVI. im Papamobil grüßt die Menge in der Jerusalemer Altstadt.

für die israelische Öffentlichkeit wiederum werden in Jaffo abgehalten und nicht in Israels Hauptstadt. Als Nuntius nimmt er jedoch am Neujahrsempfang des Staatspräsidenten für das diplomatische Corps in Jerusalem teil.

Als israelischer Botschafter beim Heiligen Stuhl wiederum muss man auch auf die Hilfe des Himmels hoffen. Es war der 15. Oktober 2008, als eine Meldung lanciert wurde, (heute vermute ich die Familie Pacelli dahinter), dass während der Sonntagsmesse im Petersdom der Papst einen weiteren Schritt zur Heiligsprechung eines Pacellis, nämlich Pius des XII., verkünden werde. *(Anm. d. Red.: Pius XII. war von 1939 bis 1958 Oberhaupt der katholischen Kirche. Zur Vernichtung der Juden durch die Nationalsozialisten hatte er sich laut den bisher bekannten Unterlagen nie*

dezidiert geäußert oder gar protestiert.) Die akkreditierten Botschafter wohnen routinemäßig den Sonntagsmessen bei, und das Protokoll registriert auch ihre Abwesenheit. Sollte ich also der Messe beiwohnen und – falls sich die Gerüchte bewahrheiteten – durch Verlassen der Messe eine Protestaktion riskieren? Ich suchte eine schlüssige Begründung gegenüber dem Protokoll, nicht der Messe beizuwohnen. Dass ich mich von unbestätigten Gerüchten leiten ließ, konnte ich unmöglich dem Protokoll offenbaren. Gottseidank fiel dieser Sonntag auf Yom Kippur. So konnte ich auf eine auch für den Vatikan glaubwürdige Begründung zurückgreifen. Wenn das nicht ein Finger Gottes war?

Mordechay Lewy ist Diplomat und Historiker. Von 2008 bis 2012 war er israelischer Botschafter beim Heiligen Stuhl.

Falsche Methoden, falsche Kategorien

Über Fehler und Leerstellen
in der Friedensarbeit im Heiligen Land

Eine nachhaltige und gerechte Lösung des palästinensisch-israelischen Konflikts scheint ein unerreichbarer Traum zu sein. Die äußerst gewalttätige Auseinandersetzung im Mai 2021 hat sogar gezeigt, dass sich alles noch verschlimmert. Deswegen müssen grundsätzliche Fragen zu dem Konflikt gestellt werden, findet der palästinensische Theologe John S. Munayer.

Viele junge Menschen verlassen das Heilige Land und suchen im Ausland ein besseres Leben. Was ist das schiefgelaufen? Wo hat die vorherige Generation versagt? Was braucht die junge Generation, um eine Vision für das Heilige Land zu schaffen, die für alle Menschen ein gerechtes, friedliches, sicheres und wohlhabendes Umfeld vorsieht?

Erstens: Wir sollten die Initiativen für Frieden, Dialog und Versöhnung zwischen Palästinensern und Israelis neu bewerten. Wir sollten die Methoden und Ansätze all derer hinterfragen, die behaupten, sich für den Frieden in Palästina und Israel einzusetzen. Wer organisiert die Aktivitäten? Was ist ihr Ziel? Wo treffen sie sich? Welche Themen werden behandelt? Viele friedensfördernde Initiativen sind in Wirklichkeit schädlich, denn sie wollen das Machtgefälle und die strukturelle Ungerechtigkeit nicht anerkennen. Bei einem Forum mit 15 Friedensorganisationen musste ich kürzlich enttäuscht feststellen, dass die meisten Organisationen darauf gar nicht eingehen.



Wem dieser Willkommensgruß in der Wüste wohl gelten mag?
zwischen Mittelmeer und Jordan als ihre Heimat an.

Darüber hinaus hat 2020 eine Studie über 40 Friedensorganisationen ergeben, dass sich die meisten Initiativen auf Sprach austausch, Technologie und Unternehmertum konzentrieren und weniger mit Diskriminierung, Rassismus, Apartheid, Besatzung und Ungleichheit. 82 Prozent haben einen israelisch-jüdischen Direktor und nur 45 Prozent einen palästinensischen. (55 Prozent hatten nur israelische Direktoren, 18 Prozent nur palästinensische und 27 hatten Ko-Direktoren).

Doch die Fokussierung auf ein persönliches Miteinander von Palästinensern und Israelis allein reicht nicht aus, wenn der Konflikt verändert werden soll. Vielmehr müssen auch Fragen der Gerechtigkeit angesprochen werden. Dass dies nicht passiert, hängt auch damit zusammen, dass so viele Friedensorganisationen von israelischen Direktoren geführt werden, während die Palästinenser in der Regel diejenigen sind, die unter der ungerechten



Uwe Gräbe

Sowohl Palästinenser als auch Israelis sehen das Land

und diskriminierenden Politik leiden. Damit Friedensinitiativen aber Erfolg haben, müssen sowohl persönliche als auch kollektive Probleme angegangen werden. Die Organisation Musalaha („Versöhnung“) folgt einem Lehrplan, der sich mit diesen komplexen Faktoren der Friedenskonsolidierung befasst.

Zweitens: Wir haben den Konflikt nicht richtig kategorisiert. Mit einer falschen Diagnose kann eine Krankheit nicht richtig behandelt werden. Das gilt auch für den palästinensisch-israelischen Konflikt. In zahlreichen Kreisen, sowohl in Palästina/Israel als auch im Ausland, wird er im Wesentlichen als ein Streit zweier konkurrierender nationaler Gruppen um ein Stück Land beschrieben. Dies verkennt aber den Kern des Konflikts als Kampf zwischen einer einheimischen Bevölkerung (Palästinenser) und einer Siedlerkolonialbewegung (Zionismus). Ähnlich wie in anderen Kontexten wie Südafrika, Aus-

tralien, Neuseeland, Kanada und den USA entsteht ein Konflikt, wenn eine europäische Siedlerkolonialbewegung versucht, für sich auf Kosten einer einheimischen Bevölkerung ein Heimatland zu errichten. Das entbindet die einheimische Bevölkerung nicht von der Verantwortung, aktiv nach einer friedlichen und gerechten Lösung zu suchen. Die Identifizierung eines Konflikts als Streit zwischen einer einheimischen Bevölkerung und einer kolonialen Siedlerbewegung kann helfen, die politischen und ideologischen Kräfte, die im Spiel sind, und die politischen Prozesse, die den Konflikt aufrechterhalten, zu verstehen.

Die israelische Menschenrechtsorganisation B'Tselem bezeichnet die Situation in Palästina/Israel als Apartheid, weil der Zionismus eine israelische Mehrheit und Dominanz über die palästinensische Bevölkerung aufrechterhalten will, um einen jüdischen Staat zu verwirklichen. Das hilft uns nicht nur, Aktuelles wie die Ausweitung der Siedlungen in Palästina zu verstehen, sondern auch Vergangenes wie die ethnische Säuberung der Palästinenser, die 1947 begann und in vielerlei Hinsicht bis heute andauert. Eine Lösung des Konflikts muss auch einen Entkolonialisierungsprozess beinhalten.

Wie sollten wir also zusammenleben? Beginnen wir mit der kritischen Betrachtung, wie wir und andere den Konflikt darstellen und wie wir den Frieden fördern. Wenn es keine Gerechtigkeit gibt, wird es auch keine Versöhnung geben. Und wenn es keine Versöhnung gibt, wird Gerechtigkeit den Konflikt nicht lösen.

John S. Munayer ist palästinensischer Theologe und lehrt an der Hebrew University in Jerusalem.

Den Blick über den Tellerrand wagen

Mit einer Friedensvision raus aus der Sackgasse

Lange Zeit waren viele Hoffnungen auf Frieden mit dem Zwei-Staaten-Modell verknüpft. Doch heikle Themen wie der Status von Jerusalem, das Rückkehrrecht der Flüchtlinge und der Siedlungsbau schüren seit Jahren die Skepsis. Mohammad S. Dajani Daoudi lädt ein, sich neu von einer altbekannten Zukunftsvision inspirieren zu lassen.

Ausgangspunkt muss die gegenseitige Anerkennung der Souveränität und Selbstbestimmung des jeweils anderen im Heiligen Land sein. Israel erkennt das Heilige Land als das Heimatland des palästinensischen Volkes an und gesteht ihm die nationale Souveränität und das Selbstbestimmungsrecht zu. Palästina wiederum erkennt das Heilige Land als Heimatland des jüdischen Volkes an. Die Palästinenser bejahen die Legitimität jüdischer historischer Rechte in Palästina und akzeptieren eine jüdische Minderheit in einem unabhängigen Staat Palästina. Sie anerkennen die nationale Souveränität und Selbstbestimmung des jüdischen Volkes, das mehr als 1900 Jahre im Exil leben und Verfolgungen erleiden musste.

Im Westjordanland und im Gazastreifen entsteht ein souveräner, unabhängiger und säkularer Staat Palästina neben einem souveränen, unabhängigen jüdischen Staat Israel. Der Staat Palästina wird entmilitarisiert. Dadurch freiwerdende Ressourcen werden in die wirtschaftliche, wissenschaftliche und technologische Entwicklung gesteckt.

Zu Recht betrachten Juden, Christen und Muslime Jerusalem als ihre heilige

Stadt. Deswegen wird die gesamte Altstadt von Jerusalem ohne Mauern und Stacheldraht der Souveränität Gottes unterstellt – der heiligen Autorität, die alle Seiten respektieren. Die Regierungen, Parlamente und Obersten Gerichtshöfe von Israel und Palästina werden ihren Sitz außerhalb der Altstadt in West- bzw. Ostjerusalem haben. Die täglichen Geschäfte werden von einer Stadtverwaltung geführt, die alle Einwohner Jerusalems vertritt.

Nicht-Muslime haben Zutritt zu muslimischen heiligen Stätten wie Al-Haram Al-Sharif und der Al-Aqsa-Moschee, so wie heute schon Muslime die Klagemauer und die Grabeskirche in Jerusalem besuchen können. Die Grenzen zwischen Israel und Palästina werden durchlässig sein und den Grenzen von vor 1967 entsprechen, mit einvernehmlichen Anpassungen. Sie legen lediglich fest, wo israelische und palästinensische Sicherheitsdienste operieren und hindern weder Juden noch Palästinenser daran, sich in ihrer historischen Heimat frei zu bewegen. Palästinenser aus dem Westjordanland und dem Gazastreifen werden das Recht haben, sich in Israel frei zu bewegen und dort zu arbeiten, so wie Israelis das gleiche Recht in einem unabhängigen palästinensischen Staat haben werden. Eckpfeiler für jegliche Friedensverhandlungen wird die gemeinsame Überzeugung sein, dass Territorien nicht durch Krieg angeeignet werden dürfen.

Die Israelis werden die israelische Knesset, die Palästinenser ihr Parlament wählen. Jüdische Palästinenser im Staat Palästina und arabische Israelis in Israel können die doppelte Staatsbürgerschaft



Von den 193 Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen haben 138 (72 Prozent) Palästina als unabhängigen Staat anerkannt. Manchmal, wie hier in Ramallah, weht die palästinensische Flagge auch schon ganz selbstverständlich neben den Flaggen anderer Länder.

annehmen. Juden in Palästina werden individuell die Möglichkeit haben, privat- und strafrechtliche Angelegenheiten vor israelische Gerichte zu bringen, die nach israelischen Gesetzen urteilen. Sie würden nur im Bereich des öffentlichen und des Verwaltungsrechts unter palästinensisches Recht fallen.

Die palästinensische Diaspora, die durch die Kriege von 1947–1948 und von 1967 vertrieben wurde, bekommt das Recht auf Rückkehr nach Palästina. Denjenigen, die davon Gebrauch machen, wird eine Entschädigung angeboten. Der Staat Israel, die arabischen Erdöl-produzierenden Länder und die internationale Gemeinschaft tragen gemeinsam die Kosten für die Wiederansiedlung der Flüchtlinge. Dagegen entschädigen die arabischen Staaten die Juden, die nach dem Krieg von 1948 diese Länder verlassen haben oder aus ihnen vertrieben wurden.

Die Palästinenser werden sich voll und ganz für die Bekämpfung von Terrorismus, Boykott, Anti-Normalisierung, Anti-

semitismus und Aufwiegelung einsetzen. Und die wirtschaftliche Zusammenarbeit zwischen Israel und Palästina wird darauf abzielen, das Wohlergehen und den Wohlstand beider Völker zu sichern. Israel und Palästina unterzeichnen einen gegenseitigen Sicherheitspakt, um die Sicherheit beider Völker zu gewährleisten. Außerdem wird eine gemeinsame Kommission eingesetzt, die einen Friedenslehrplan aufstellen soll, der die Menschen in beiden Ländern über die Geschichte der Juden und Palästinenser sowie über die Bedeutung und den Stellenwert des Heiligen Landes für beide Gemeinschaften aufklärt.

Wenn wir Frieden wollen, müssen wir an den Grundfesten dieses Konflikts rütteln. Ich bin überzeugt, dass mit kreativem Denken und unkonventionellen neuen Ideen der Konflikt beendet werden kann.

Professor Mohammed S. Dajani Daoudi ist Gründer der Friedensorganisation Wasatia, die sich auf die islamischen Traditionen der Mäßigung, Gewaltfreiheit und Kompromissbereitschaft beruft.

Die Geschichte des anderen kennen

Über das Holocaust-Tabu in der palästinensischen Gesellschaft

Mit einer Studienfahrt für junge Palästinenserinnen und Palästinensern nach Auschwitz hat Mohammed Dajani 2014 ein Tabu gebrochen. Warum er dies getan hat und was darauf folgte, beschreibt er im Folgenden.

Warum folgen wir eigentlich immer der Menge? In die Fußstapfen anderer zu treten, gibt Sicherheit, auch wenn man merkt, dass man auf dem falschen Weg ist und auf den Abgrund zusteuert. Gefährlich wird es, wenn man den Weg in Frage stellt, um sich selbst treu zu bleiben, und die Menge einen nicht in Ruhe lässt.

So wie den griechischen Philosophen Sokrates. Die Menge verurteilte ihn zum Tode für kein geringeres Verbrechen, als dass er die Jugend angeblich ins Verderben stürzte. Dabei wollte er die Jugend dazu bringen, selbst zu denken und ihre eigenen Entscheidungen zu treffen. Sokrates wollte ihren Geist öffnen. Er stellte ihnen Fragen, ohne ihnen Antworten vorzugeben. Er wollte seine Schüler inspirieren, aus der dunklen Höhle der Unwissenheit herauszutreten. Sein „Verbrechen“, für das er zum Tode verurteilt wurde, bestand darin, dass er es wagte, Tabus zu brechen. Sich gegen die Mentalität der Menge zu stellen und die Wahrheit zu sagen, erfordert viel Mut. Viele andere, die seinem Beispiel folgten, teilen sein Schicksal.

Welchen Weg soll ich einschlagen? Soll ich Teil der Menge bleiben oder mich von der fehlgeleiteten Menge abspalten? Vor dieser Frage stand ich, als ich mich mit dem Holocaust-Tabu in der palästinensischen Gesellschaft auseinandersetzte und beschloss, im März 2014 mit palästinensischen Schülerinnen und Schülern das Konzentrationslager Auschwitz in Polen zu besuchen. Die gleiche Frage hatte ich mir schon einmal gestellt, im Februar 2011, als mich „Aladin“, eine jüdische Organisation in Paris, einlud, mit religiösen Führern Auschwitz zu besuchen. Damals war es einfacher, Ja zu sagen, weil es nur um mich ging.

Mit einer Jugendgruppe ist es aber etwas anderes. Da geht es auch um andere, nämlich meine Schülerinnen und Schüler. Sie sind in einer Gesellschaft aufgewachsen, in der der Holocaust ein Tabu



Das Torhaus des KZ Auschwitz-Birkenau, aus dem Inneren des Lagers gesehen. Die Aufnahme des polnischen Fotografen Stanisław Mucha entstand im März 1945 nach der Befreiung des Lagers.

ist. Das palästinensische Bildungswesen ist von verschiedenen Schattierungen der Holocaust-Leugnung geprägt. Sie können sich in Intoleranz, Vorurteilen, Rassismus, Bigotterie, Voreingenommenheit und purer Propaganda äußern.

Einige vertreten den engstirnigen Ansatz, dass es keinen Holocaust gegeben habe. Andere verharmlosen die Opferzahlen oder beschuldigen die Juden, die Opferzahlen aufzublähen. Viele behaupten, die Juden würden ihre Tragödie ausnutzen, während sie die Tragödien anderer leugneten. Sie bestreiten, dass es Gaskammern je gegeben hat, machen die Juden selbst für den Holocaust verantwortlich, oder sie beschuldigen sie, den Holocaust auszunutzen, um international Sympathie für die Juden zu gewinnen und Unterstützung für Israel.

Das vorherrschende Paradigma stellt den Holocaust als Ursache für die palästinensische „Nakba“ von 1948 dar – ein Be-

griff, der den Verlust der nationalen Identität, die Vertreibung von mehr als 800.000 Flüchtlingen und die Zerstörung von Hunderten von Dörfern und Wohnvierteln beschreibt. Die zentrale Erkenntnis dieser Lesart ist, dass das palästinensische Volk den Holocaust weder verursacht hat, noch daran beteiligt war, dass es aber dennoch den vollen Preis dafür bezahlt hat.

Die Frage, die ich mir 2014 stellte, lautet: Warum sollte ich mich dem Vorwurf aussetzen, ich würde die jungen Menschen verderben, indem ich ihnen die Geschichte des Anderen beibringe? Warum sollte ich mich in Gefahr begeben und Palästinenser über den Holocaust unterrichten, während die israelische Regierung es für illegal hält, die Nakba im Unterricht zu thematisieren? Die Antwort war einfach: Ich würde das Richtige tun.

Die Reise sprengte einen großen Riss in der Mauer. Sie stieß eine hitzige Debatte darüber an, ob Palästinenser etwas über den Holocaust lernen sollen. Meine Schüler und ich haben jedenfalls gelernt: Der Holocaust ist die Tragödie des jüdischen Volkes, aber auch eine Tragödie für die Menschheit; einen Krieg gegen Fakten und die Wahrheit zu führen, ist sinnlos und unproduktiv; zwischen Nazis und Juden waren Verhandlungen und Versöhnung keine Option, doch für Israelis und Palästinenser sind sie die einzige Option. Es ist faktisch falsch, historisch ungenau und intellektuell unredlich, die Palästinenser mit den Nazis in Verbindung zu bringen oder Israel mit Nazideutschland zu vergleichen. Dagegen machen das Lehren und Lernen über den Holocaust die Palästinenser nicht weniger patriotisch, sondern humanistischer.

Mohammed S. Dajani Daoudi



Bundesarchiv_B_285_Bild-04413

Kinder lernen sich beim Spielen kennen

Über jüdisch-arabische Begegnungen am Rande des Negev

Das jüdische Kinderheim „Neve Hanna“ kooperiert seit vierzig Jahren mit muslimisch- beduinischen Pädagoginnen und Pädagogen, um Kinder aus sozial geschwächten Verhältnissen therapeutisch und schulisch zu fördern. Gleichzeitig wird ihnen auf spielerische Weise nähergebracht, dass der jeweils „Andere“ keineswegs ein Fremder bleiben muss.

Die Friedensarbeit von Neve Hanna begann weit vor der eigentlichen Gründung des Kinderheims 1974. Der Gründerin, Hanni Ullmann, war 1929 als junge Frau ins vorstaatliche Israel eingewandert und hatte während der NS-Zeit geholfen, jüdische Kinder aus Deutschland zu retten. Als Hanni 1956 die Leitung des ursprünglich in Berlin gegründeten Waisenhauses Ahawah in Kiryat Bialik übernahm, setzte sie sich nur 15 Jahre nach der Shoa dafür ein, dass junge Deutsche einen Freiwilligendienst in Israel leisten können. Hanni vertrat die Maxime, dass Menschen, die einander kennenlernen und miteinander kommunizieren, Mauern einreißen.

Genau das übertrugen zwei Männer des Negev auf einen anderen Bereich: David (Dudu) Weger, Direktor von Neve Hanna im jüdisch geprägten Kiryat Gat, und Muhammad al-Krenawi, zunächst Schuldirektor im muslimisch-beduinisch geprägten Rahat, später Schulrat und längst, genau wie Dudu, im Un-Ruhestand ehrenamtlich engagiert, wollten Juden und Araber zusammenführen. Als Pädagogen widmeten sich Dudu und Muhammad Kindern und Jugendlichen, die am Rand

der Gesellschaft stehen. In Neve Hanna leben jüdische Mädchen und Jungen, die aus zerrütteten Familien stammen. Die Kinder aus Rahat hingegen gehören der muslimisch-beduinischen Gemeinschaft an, die zu Israels am meisten sozial geschwächten Bevölkerungsgruppen gehört.

Doch ausgerechnet aus der Herausforderung, dass eine Bevölkerung, die um ihre bloße Existenz ringt und über keine Ressourcen verfügt, an das Thema friedliche Koexistenz herangeführt wird, ist letztlich der größte Schatz entsprungen: Die Wirkung der Projekte ist lebensverändernd, weil Beziehungen auf der Grundlage von Respekt und Toleranz entstehen, die sich nicht so leicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen.

Vier Jahrzehnte später dürfen Dudu und Muhammad sagen: So schmerzlich die Unruhen auch sind, die den Staat Israel von Zeit zu Zeit erschüttern (zuletzt im Mai 2021), so sehr bestätigen gerade sie, dass die von ihnen aufgebauten Strukturen, generationsübergreifende stabile Brücken geschaffen haben, die letztlich eine einzigartige gemeinsam gelebte Gemeinschaft ermöglichen.

Alle zwei Wochen treffen sich Jugendliche des Kinderheims einerseits mit Schülerinnen und Schülern aus Rahat andererseits. Seit 2004 kommen jüdische und beduinische Kinder jeden Tag im Tageshort „Pfad des Friedens“ zusammen. Aber auch die jüdisch-muslimisch-christliche Theatergruppe, die in unterschiedlichen Besetzungen mit eigenen Stücken zum Thema friedliche Koexistenz in Isra-



Jüdische und muslimisch-beduinische Kinder spielen gemeinsam im Tageshort „Pfad des Friedens“.

el wie im Ausland auftritt, stellt die Kinder und Jugendlichen in den Vordergrund und ist gleichzeitig eine Brücke zwischen den Kulturen. Spielerisch lernen sich Kinder und Jugendliche in diesen Projekten kennen und stellen fest: Ahmed macht sich im Tor echt gut, während Ya'acov perfekt auf der Stürmerposition ist. Shlomit und Fatma bemerken, dass ihre Liebe zu Pferden eine gemeinsame Sprache schafft, die sie zusammenschweißt.

Minderjährige werden, ohne dass Politik involviert ist, zu Gesandten des Friedens. Sie nehmen ihre Eltern und Geschwister, ihre Schulen und Nachbarn mit auf eine lebensverändernde Entdeckungsreise.

Eine deutsche Freiwillige meinte: „Ich war total aufgeregt, als ich hörte, dass ich im ‚Pfad des Friedens‘, integriert und somit Teil dieses besonderen Aushängeschildes von Neve Hanna werde. Als ich jedoch das erste Mal unseren Gruppenraum

betrat, verflog dieses Gefühl. Die Kinder schauten mich neugierig an, Spielzeug lag auf dem Boden, und es wurden Hausaufgaben gemacht – alles war ganz ‚normal‘. Wer von ihnen jüdisch und wer beduinisch sein sollte, erschloss sich mir nicht. Alle Kinder spielten miteinander oder diskutierten laut untereinander. Zunächst war ich enttäuscht, dass der ‚Pfad des Friedens‘ nicht, so wie ich es mir vorgestellt hatte, hervorsticht. Nach den ersten Monaten denke ich aber: Es ist gerade diese Selbstverständlichkeit, die der Schlüssel zum Erfolg eines friedvollen Zusammenlebens ist.“

Antje C. Naujoks ist Politologin und lebt seit 35 Jahren in Israel. Vor fast 20 Jahren fand sie einen Wirkungskreis in Neve Hanna im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit.

Weitere Informationen:
www.nevehanna.org
www.nevehanna.de

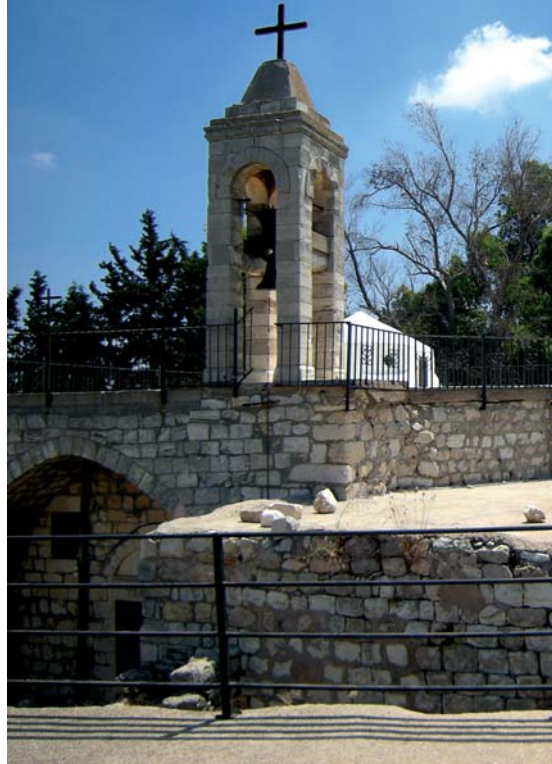
Christen in Israel vor der Qual der Wahl

Über den Streit, ob Christen im Heiligen Land Araber oder Aramäer sind

Neben Juden und Arabern gelten „Aramäer“ seit 2014 als eigene Nationalität in Israel. Was die einen als einen Versuch verurteilen, einen Keil zwischen die Christen im Heiligen Land zu treiben, verstehen die anderen als Grundlage für ein loyales Miteinander von Christen und Juden in Israel.

Seit 2014 haben die Angehörigen aller alten, einheimischen Ostkirchen in Israel die Möglichkeit, sich als „Aramäer“ von den Behörden registrieren zu lassen. Erreicht hat diesen Beschluss Shadi Khalloul. Ursprünglich stammt seine Familie aus Bar'am, jenem christlichen Dorf nahe der libanesischen Grenze, dessen EinwohnerInnen 1948 von der israelischen Armee vertrieben wurden. Khalloul ist Gründer und Vorsitzender des israelisch-christlichen Verbandes der Aramäer (www.aramaic-center.com). Für aramäische Kinder erstritt er das Recht, gegebenenfalls mit dem Schulbus zu jüdischen Schulen gefahren zu werden, wenn es vor Ort nur eine arabische Schule gibt. Denn als eines möchte sich Khalloul nun gar nicht bezeichnen lassen: als Araber. So wirkte er auch die Einführung von aramäischem Sprachunterricht an Grundschulen; eine eigene aramäische Schule will er demnächst gründen.

Khalloul hat selbst in der israelischen Armee gedient und möchte, dass alle aramäischen jungen Menschen dies tun. Er organisiert christlich-jüdische Jugendcamps, die auf den Militärdienst vorbe-



Die maronitische Kirche in Bar'am ist der einzige Bau, der in

reiten. Und er hat noch größere Pläne: Unweit der Ruinen von Bar'am soll eines Tages die erste aramäische Stadt Israels entstehen. „Aram Hiram“ soll das Projekt heißen – benannt nach jenem König von Tyrus, der einst das Zedernholz für Salomos Tempel lieferte.

Auf die Frage des Schneller-Magazins nach seinen Gedanken zum Zusammenleben in Israel antwortete Khalloul in einer E-Mail wie folgt: *„Unser Ziel ist, die Angehörigen der Antiochenischen Kirche aus allen Konfessionen über ihre aramäischen Wurzeln, ihre Geschichte, Sprache und ihr kulturelles Erbe zu unterrichten. So (...) tragen wir dazu bei, pluralistische Gesellschaften im Nahen Osten wachsen zu lassen, die eine ethnische und religiöse Vielfalt respektieren. Aramisierung ist das Gegenteil von Arabisierung. Aramisierung bedeutet Offenheit und*



der 1953 zerstörten Ortschaft wiederhergestellt wurde.

Respekt von Vielfalt, während Arabisierung sich als Isolation und Engstirnigkeit erwiesen hat; als der Versuch, eine einzige Farbe für alle Menschen ganz unterschiedlichen ethnischen Hintergrunds durchzusetzen. Unsere Bewegung (...) ist der Weg eines friedlichen Miteinanders zur Integration in Israel als aramäisch-christliche, loyale Staatsbürger.“

Die Position, die Khalloul beschreibt, ähnelt jener der Drusen oder Tscherkesen, welche durch ihre Loyalität eine deutlich komfortablere Stellung im jüdischen Staat einnehmen als etwa diejenigen israelischen Araber, die sich kulturell als Palästinenser verstehen. Außerdem erinnert das Ziel, die aramäische Sprache wiederzubeleben, an die Anfänge der modernen zionistischen Bewegung, in der das Hebräische als Alltagssprache eine ähnliche Rolle spielte. Natürlich provoziert Khalloul auch

EMS/Gräbe

Widerspruch von israelischen Arabern und Palästinensern: Von Spalterei ist die Rede, gar von Kollaboration mit dem Feind. Auch ist deutlich, dass sich die aramäische Bewegung diametral von denjenigen Christen absetzt, die seit etwa dreieinhalb Jahrzehnten eine kontextuelle palästinensische Theologie entwickeln. Für sie bedeutet die Arabisierung der einst byzantinischen, aramäischen oder assyrischen Gemeinschaften in Palästina eine „Inkarnation“ der Kirche in ihrer Gesellschaft. Bereits 1987 schrieben sie in ihrem Grundsatzdokument (www.al-liqacenter.org.ps):

„Durch die Zeiten hindurch hat die christliche Gemeinschaft in unserem Land interagiert mit den historischen, sozialen, kulturellen und religiösen Umständen (...). Heute erreicht sie uns in ihrer arabischen Identität, palästinensischen Struktur und kirchlichen Echtheit. (...) Die lokale Kirche lebt nicht außerhalb von Zeit und Raum mit all den historischen, geografischen, sozialen und kulturellen Faktoren, die damit verbunden sind. Sie ist eine inkarnierte Kirche nach dem Muster des inkarnierten Christus. Wie der Sohn Gottes durch seine Inkarnation zu der gesamten Menschheit kam, (...) so sind auch die lokalen Kirchen berufen, die universale Mission Christi durch ihre Inkarnation in eine konkrete menschliche Realität zu tragen – mit ihrer partikularen Sprache, ihrer besonderen kulturellen Tradition, ihrer Vergangenheit, ihrer Gegenwart und ihren zukünftigen Erwartungen.“

Aramisierung oder Arabisierung des Christentums? Was dient besser dem Zusammenleben von Christinnen und Christen in Palästina und Israel mit ihren Nachbarn? Darüber wird voraussichtlich auch in Zukunft weiter gestritten werden.

Uwe Gräbe

Vater von 68 Kindern

Ein Erzieher erzählt von den Herausforderungen im Internatsalltag

Samer Batarseh ist 43 Jahre alt. Nach dem Studium der Bildungswissenschaften arbeitete er zunächst im Bildungsministerium, um schließlich 2011 an die Theodor-Schneller-Schule (TSS) zu wechseln, wo er zuerst als Lehrer und dann als Erzieher im Internat arbeitete. Seit fünf Jahren ist er „Internatsvater“ für 66 Kinder.

Sie arbeiten seit zehn Jahren an der TSS. Was motiviert Sie?

Ich habe zwei Quellen der Kraft. Zum einen ist da Pfarrer Khaled Freij, der mich immer unterstützt und mir mit seiner Menschlichkeit und seinem Glauben Kraft gibt in der Arbeit. Zum anderen sind das die vielen Erfolgserlebnisse meiner Schülerinnen und Schüler. Vor einigen Jahren kam ein Junge zu uns, weil er zuhause große Probleme mit seinem Vater hatte. Nach intensiver Beziehungsarbeit über mehrere Jahre hinweg haben wir es geschafft, dass er wieder zu seinem Vater ziehen konnte. Wir haben noch regelmäßig Kontakt. Ich freue mich über seine Anrufe immer sehr.

Sie haben auch eigene Kinder, Ilija und Dania. Seit zwei Jahren leben sie mit ihrer Familie im Internat. Wie ist das für Sie?

Ich liebe es sehr, denn die Umgebung im Internat ist die sicherste in ganz Jordanien. Die beiden haben hier 66 Geschwister, und ich mache keinen Unterschied zwischen meinen 68 Kindern. (lacht) Ilija ist mittlerweile zwei und hat hier so viele Kinder, die ihn lieben und sich gerne um ihn kümmern. Ich habe das Gefühl, auch ihm gefällt es hier sehr gut



Für das Foto haben Samer Batarseh und drei „seiner“ Jungs

Welche Herausforderungen mussten Sie in den letzten Jahren bewältigen?

Generell ist wohl die Arbeit mit Eltern mit geringer Bildung, die zum Beispiel nicht lesen oder schreiben können, am herausforderndsten. Es gab zwei Mädchen im Internat, die kamen, weil die Mutter sich nicht richtig um sie kümmern konnte und der Vater kriminell war. Ihr Vater rief mich eines Tages weinend an und bat mich, mich immer um seine Töchter zu kümmern. Kurz danach war er wieder im Gefängnis und starb dort einige Wochen später. Diese Verantwortung ist auf jeden Fall eine große Herausforderung.

Wie bleiben Sie mit ehemaligen Internatskindern in Kontakt?

Frühere Internatskinder kontaktieren mich vor allem per Handy oder auch ein-



Lisa Schnotz

kurz die Maske abgenommen.

fach über die sozialen Medien. Ein ehemaliger Schüler kontaktiert mich sehr häufig, wenn er etwas braucht oder irgendein Problem hat. Er ruft mich aber auch an, wenn er bestätigt bekommen möchte, dass das, was er macht, richtig ist.

Die Schulen in Jordanien waren wegen Corona knapp 18 Monate geschlossen. Was waren in dieser Zeit die Herausforderungen?

Unsere Arbeit ging natürlich weiter, nur eben über andere Kanäle. Anfangs haben wir mit den Schülerinnen und Schülern telefoniert und mit ihnen über die sozialen Medien Kontakt gehalten. Als die Situation sich etwas entspannte, haben wir die Kinder und Jugendlichen zuhause besucht und Stifte, Bücher und anderes Schulmaterial vorbeigebracht. An Weihnachten haben wir Geschenke verteilt. Nach eini-

gen Monaten konnte ich auch mein Büro wieder öffnen, sodass Familiengespräche mit mehr Privatsphäre stattfinden konnten. Besonders schwierig war es in dieser Zeit für Kinder, die weder Handy noch Computer zuhause hatten. Manche haben zu Hause nur ein Handy für die ganze Familie. Für sie haben wir Online-Unterricht abgefilmt und die Videos an die Kinder verschickt. So konnten sie trotz der Pandemie weiterlernen.

Was hat sich im Internatsleben durch die Corona-Pandemie verändert?

Am Tagesablauf und der Atmosphäre hat sich wenig verändert. Es gibt aber Hygienemaßnahmen, die wir einhalten müssen. Die Kinder sowie die Erzieherinnen und Erzieher werden alle zwei Wochen getestet. Außerdem gibt es eine Maskenpflicht im Internat. Unsere Mitarbeitenden sind alle geimpft. Wir ermutigen aber auch alle Kinder und Jugendlichen über zwölf Jahren, sich impfen zu lassen. Das wird auch immer mehr gemacht. Ich vermisse vor allem den körperlichen Kontakt mit den Kindern. Vor Corona haben sie mich beim Wiedersehen nach dem Wochenende gerne umarmt. Das geht jetzt nicht mehr und ist sehr schade, da das Internat das Zuhause der Kinder ist und sie sich hier geborgen fühlen sollen.

Was wünschen Sie sich für das aktuelle Schuljahr und die Zukunft der Internatskinder?

Natürlich hoffe ich, dass das Internat geöffnet bleiben kann und meine Kinder ein schönes Schuljahr haben. Sie sollen die Sicherheit des Internats mit in ihre Zukunft nehmen und stolz von ihrer Kindheit an der TSS erzählen können.

Die Fragen stellte Lisa Schnotz. Das Gespräch hat auf Arabisch stattgefunden.

... bis zum Gute-Nacht-Lieder-Singen

Ehemalige erinnern sich

Lisa Schnotz ist 22 Jahre alt. Sie studiert Deutsch und Politikwissenschaft auf Lehramt. Von August 2018 bis Dezember 2019 war sie als Volontärin an der Theodor-Schneller-Schule, half morgens im Unterricht mit und nachmittags in einer Wohngruppe.

Es gibt nicht ein einzelnes Ereignis, an das ich gerne zurückdenke. Vielmehr ist es das Gefühl meiner Routine dort, das mir geholfen hat, mich schnell zuhause zu fühlen. Das werde ich wohl nie vergessen. Wenn ich morgens im Bad war, konnte ich hören, wie die Kinder zur Küche rannten und diskutierten, was es wohl zum Frühstück geben würde. In der Schule hatte ich meinen Stundenplan und die Schülerinnen und Schüler wussten, wann ich wo bin. Die Routine

im Internat vermisse ich am meisten, das ging vom gemeinsamen Mittagessen bis zum Gute-Nacht-Lieder-Singen. Das war schnell so alltäglich.

Gerne würde ich meine Schülerinnen und Schüler wiedersehen. Über die sozialen Medien konnte ich in den letzten zwei Jahren gut verfolgen, wie sie sich weiterentwickeln. Als ich in diesem Sommer wieder für anderthalb Monate an der TSS war, habe ich mich besonders gefreut, so viele bekannte Gesichter wiederzusehen. Meine Jungs, die vor zwei Jahren noch in der siebten Klasse waren, sind jetzt in der neunten. Sie sind gewachsen, waren oder sind noch im Stimmbruch, und ihr Kleidungsstil hat sich verändert. Trotzdem werden aber noch genau die gleichen Witze gemacht. Und Spiele, die ich mitgebracht hatte, fanden auch die Jungs aus der zehnten Klasse noch cool.

Sollten meine Kinder, Enkel oder die Kinder von Freunden einmal selbst einen Freiwilligendienst an der TSS machen wollen, würde ich ihnen raten, dass sie auf keinen Fall denken sollen, dass der Winter in Jordanien nicht kalt sei. In Wirklichkeit ist er sehr kalt. Ich habe in meinem Leben wohl noch nie so gefroren wie während meines ersten jordanischen Winters. Also eine Winterjacke sollten sie auf jeden Fall einpacken.

Ich fühle mich der Arbeit der Schneller-Schulen vor allem deshalb so verbunden, weil ich weiß, wie wichtig die TSS als zweites Zuhause für die Kinder ist. Gerade während Corona hat sich das nochmal mehr gezeigt.



TSS/Schnotz

Lisa Schnotz mit Kindern ihrer Wohngruppe



Offizielle Einweihung der Anlage, die nun die JLSS mit Strom versorgt.

Fotovoltaik-Anlage liefert eigenen Strom

Khirbet Kanafar (JLSS). Seit Anfang Oktober produziert eine Photovoltaik-Anlage Strom für die Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS). Für deren Finanzierung haben sich mehrere Rotary-Clubs, Rotary-Distrikte und die Rotary-Foundation zusammengetan, federführend die Rotary-Clubs Beirut-Cosmopolitan und Club Bietigheim-Vaihingen mit Unterstützung der Clubs Ludwigsburg-Alt-Württemberg, Ludwigsburg, Backnang-Marbach und Feldbach (Österreich).

Die Anlage produziert bis zu 110 Kilowatt auf zwei Dächern der Werkstattgebäude. „Die Fotovoltaik-Anlage kommt für die JLSS genau zum richtigen Zeitpunkt“, sagt Pfarrer George Haddad, der Direktor der Schule. In Zeiten einer historischen Wirt-

schaftskrise helfe sie der Schule, Kosten für Strom und Generatoren-Diesel einzusparen. Voraussetzung für die Förderung durch die Rotary-Foundation war, dass Photovoltaik ins Ausbildungsprogramm für Industrie-Elektriker aufgenommen wird, was nun das Bildungsangebot der JLSS attraktiver macht.

Pfr. i.R. Traugott Plieninger, der als Mitglied des Rotary-Clubs Bietigheim-Vaihingen bei der Einweihung Anfang Oktober dabei sein konnte, hofft, dass die Anlage nicht nur für die Zukunft der Schule eine segensreiche Wirkung entfalten wird, sondern auch für die Bekaa-Region und den Libanon einen Impuls für eine bessere Zukunft setzen kann.

Endlich wieder warmes Wasser!

Beirut (EMS/NECB). Die Menschen im Moadieh-Seniorenzentrum in Beirut können dank einer neuen Solaranlage endlich wieder warm duschen. Aufgrund der verheerenden Wirtschaftskrise und des massiven Treibstoffmangels im Libanon ist die staatliche Stromversorgung seit Monaten so gut wie zusammengebrochen.

Wer sein Wasser bisher mit Strom erwärmt hat, kann jetzt oft nur noch kalt duschen – gerade für ältere Menschen eine extreme Zumutung.

Die Leitung des Moadieh-Zentrums und die Kirchenleitung der National Evangelical Church in Beirut (NECB), welche auch Trägerkirche der Johann-Ludwig-Schneller-Schule ist, baten um Spenden, weil die Inflation und die Wirtschaftskrise alle Rücklagen der Kirche mittlerweile restlos aufgezehrt haben.

Die „Stiftung Stuttgarter Lehrhaus“ und die Evangelische Landeskirche Baden gaben dankenswerterweise jeweils 6.000 Euro.

Spenden sind kräftig gestiegen

Nachdenkliches und Erfreuliches bei der EVS-Mitgliederversammlung

Zum zweiten Mal in Folge konnte der Evangelische Verein für die Schneller-Schule (EVS) nur virtuell zu seiner Mitgliederversammlung einladen. Dafür wurden aus Jerusalem Bischof Ibrahim Azar und aus dem Libanon Pfarrer George Haddad live dazu geschaltet. Und die Luthergemeinde in Fellbach feierte am 7. November trotzdem einen „Schneller-Gottesdienst“.

Wenigstens der Vorstand des EVS war nach Fellbach gefahren, um mit der Luthergemeinde Gottesdienst zu feiern. Die Predigt über Psalm 85 hielt Pfarrerin Susanne Gölz, die Mitglied im EVS-Vorstand ist. Sie erinnerte an die dramatische Situation im Libanon. Wie der Psalmist bete sie „traurig und ratlos für unsere Geschwister und alle Menschen im Libanon.“ Mit dem Hilferuf höre der Psalm aber nicht auf, sondern münde in eine Vision. Es werde eine Zeit kommen, in der sich Gerechtigkeit und Frieden küssen. „Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft treibt viele Menschen im

Libanon und insbesondere die Verantwortlichen an den Schneller-Schulen an, trotz allem weiterzumachen. Sie tun es, weil sie die Kinder und Jugendlichen im Blick haben“, sagte Gölz.

Eigentlich hätte der Lutherische Bischof von Jerusalem, Ibrahim Azar, die Predigt halten sollen. Corona-bedingt war dies nicht möglich. So begrüßte er per Videozuschaltung aus Jerusalem. Azar ist selbst an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) im Libanon geboren, wo sein Vater einst Erzieher war. „Wir brauchen die Botschaft der Schneller-Schulen, ihre Erziehungsarbeit, die das Ziel hat, dass Muslime und Christen sich kennenlernen.“ Das sei das Fundament, auf dem gemäßigte Gesellschaften aufbauten, sagte Azar.

Anschließend begrüßte die EVS-Vorsitzende, Kerstin Sommer, Lisa Schnotz als 300. Mitglied im Verein. Der EVS sei zwar altehrwürdig, aber alt sei er noch lange nicht, sagte Sommer.

Schön, dass solche virtuelle Treffen überhaupt möglich sind. Noch lieber wäre es allen im EVS-Vorstand, wenn man den Mitgliedern wieder persönlich begegnen könnte.



EMS/Gräbe (2)



Bischof Azar konnte nur per Videoschaltung ein Grußwort an die Luthergemeinde richten.

Zur Mitgliederversammlung zog der EVS-Vorstand ins CVJM-Heim um. 30 Teilnehmende schalteten sich über Computer zu. Der EVS-Geschäftsführer, Pfarrer Uwe Gräbe, berichtete über die generelle Situation im Libanon. Die wirtschaftliche Not sei extrem und auch die Partnerkirche in Beirut sei davon stark betroffen. Deswegen würden mittlerweile die Württembergische, die Badische und die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau einen erheblichen Anteil der Gehälter der acht Mitarbeitenden zahlen.

An der TSS sei die Zahl der Tagesschüler aufgrund der Corona-Pandemie von 271 auf 229 gesunken. Dafür seien in der Berufsausbildung mit 74 wesentlich mehr Jugendliche eingeschrieben als im Vorjahr (55 Lehrlinge).

Über die JLSS berichtete Pfarrer George Haddad, der sich online aus dem Libanon zuschaltete. Angesichts der extremen Wirtschaftskrise sei die Arbeit der JLSS heute so wichtig wie noch nie, sagte er. Die Schule übernehme jetzt auch die Transportkosten für einige Kinder. Selbst beim Schulgeld der Tagesschüler sei die Einrichtung nachsichtig. Manche Familien, für die es bisher kein Problem war, das Schulgeld zu zahlen, hätten mittlerweile enorme finanzielle Probleme. „Dies ist eine Krise, wie es sie noch nie zuvor gege-

ben hat“, sagte Haddad. Derzeit seien 105 Jungen und Mädchen im Internat untergebracht. 145 würden die Tagesschule besuchen. Und in der Berufsausbildung seien 85 Jugendliche eingeschrieben.

Nach dem Bericht aus dem Libanon folgten der Bericht des Vorstands und der des Schatzmeisters Christian Kißling. Die Spendeneinnahmen seien 2020 um 17 Prozent kräftig gestiegen, von 814.000 Euro im Vorjahr auf 1.039.000 Euro. Hintergrund dafür sei vor allem der Sonder Spendenauftrag für die Gehälter der Lehrer in Corona-Zeiten, der allein 242.000 Euro eingebracht habe. Aufgrund der Pandemie, die Präsenzveranstaltungen und Reisen nicht zuließ, seien die Ausgaben um 15 Prozent gesunken. Und auch beim Schneller-Magazin konnten aufgrund eines Wechsels der Agentur und der Druckerei trotz Erhöhungen beim Porto rund 7.000 Euro bei den Gesamtkosten eingespart werden.

Über eine geplante Satzungsänderung, mit der u. a. der Verein auch außerhalb der Pandemie Sitzungen und Abstimmungen online vornehmen lassen kann, konnte nicht abgestimmt werden, weil das dafür nötige Quorum von 25 Stimmberechtigten knapp verfehlt wurde. Alle Mitglieder erhalten deswegen in den nächsten Wochen Post, um auf schriftlichem Wege über die neue Satzung abzustimmen.

Katja Dorothea Buck

Die nächste Mitgliederversammlung wird nicht wie sonst im November stattfinden, sondern am **Sonntag, 18. September 2022**. Hintergrund ist das 50-jährige Jubiläum der Evangelischen Mission in Solidarität (EMS).

Vorbild, Brückenbauer und großartiger Freund

Zum Tod von Pfarrer i.R. Klaus Schmid

Es ist nicht übertrieben, aber die Nachricht vom Tod von Klaus Schmid hat weltweit Trauer ausgelöst – und viele dankbare Rückblicke. Über Jahrzehnte war er selbstlos und mit viel Engagement der Schneller-Arbeit verbunden.

Mehr als fünfzig Jahre lang hat Pfarrer i.R. Klaus Schmid die Schneller-Arbeit geprägt, nicht nur von Deutschland aus als langjähriger Vorsitzender des Evangelischen Vereins für die Schneller-Schulen (EVS) oder als EMS-Nahostreferent und EVS-Geschäftsführer. Auch an den Schneller-Schulen selbst, in Amman und vor allem in Khirbet Kanafar, hat er unzählige Spuren hinterlassen. Schon in jungen Jahren hat er – erst als Freiwilliger, später als Erzieher, Internatsleiter und schließlich als stellvertretender Direktor der Johann-Ludwig-Schneller-Schule (JLSS) – Menschen fürs Leben geprägt.

Von seinem Tod am 10. September 2021 haben viele über die sozialen Medien erfahren. Die Liste der mehr als einhundert virtuellen Beileidsbekundungen beeindruckt und berührt gleichermaßen. So schreibt Pfarrer Fuad Khouri, der

in Washington lebt: „Wir werden ihn in dankbarer Erinnerung halten für alles, was er für die beiden Schulen getan hat.“ Nicolas Souleiman Haddad wiederum erinnert sich an Klaus Schmid mit den folgenden Worten: „Er war demütig und außergewöhnlich. Wir werden ihn nicht vergessen.“ Und Bishara Tannous aus Amman schreibt: „Der Lehrer, der uns gelehrt hat, ohne viele Worte zu geben, wird uns für immer bleiben.“

Auch die Familie von Ghazi Musharbash, der einige Jahre Direktor an der Theodor-Schneller-Schule in Amman war, schließt sich den Beileidsbekundungen an. Klaus habe mit Liebe und Hingabe der Schule gedient und habe den Kindern sehr nahe gestanden. Er habe in ihre Seelen Liebe und Zuneigung gepflanzt.

EMS/Buck



Klaus Schmid in jungen Jahren inmitten der Jugendlichen, für die er seinerzeit an der Johann-Ludwig-Schneller-Schule verantwortlich war.

Schmid



Zur Verleihung des Bundesverdienstkreuzes 2017 waren Freunde und Partner aus dem Nahen Osten gekommen: Pfarrer Khalid Freij aus Amman, Pfarrer George Haddad aus Khirbet Kanafar und rechts neben Klaus Schmid, Pfarrer Habib Badr aus Beirut.

Mit wieviel Hingabe Klaus Schmid der Schneller-Arbeit treu war, wird in den Worten von George Haddad deutlich, dem Direktor der JLSS, der selbst Internatskind an der JLSS war und in der Gruppe von „Bruder Schmid“, wie Klaus Schmid damals an der JLSS genannt wurde, gelebt hat. „Die JLSS war ein Zuhause für Bruder Schmid. Er hat ihr sein Bestes gegeben. Er war ein hervorragender Pädagoge, ein sehr engagierter Pfarrer, ein disziplinierter, inspirierender und liebevoller Mensch, der sich bedingungslos um unterprivilegierte Kinder kümmerte. Er war buchstäblich rund um die Uhr im Einsatz, während des gesamten Schuljahres und in den Sommerferien.“ Neben seinen vielen Aufgaben habe Klaus Schmid noch Zeit gefunden, um einen Posaunenchor zu leiten, für Gartenarbeit, Handwerk, Holzarbeiten, Keramik, Glasmalerei, Sport, Tischtennis, Schwimmen, Fotografie, Brettspiele, Ausflüge und Wanderungen. „Er ermöglichte seinen Schülern, sich in allem zu übertreffen, ihre Begabungen zu entdecken, sehr erfolgreiche Karrieren zu haben und sehr glückliche Menschen zu sein.“

Klaus Schmid sei sich nie für etwas zu schade gewesen. Er sei Traktor gefahren, habe Feuer auf den Weizenfeldern der Schule gelöscht oder die Filtertanks der Schneller-Quellen in den Bergen gereinigt. Den älteren Jungen habe er beigebracht, anderen Jungen die Haare zu schneiden und habe Malerarbeiten in den Schulgebäuden übernommen. „Er war ein großartiger Seelsorger, der Sonntagsgot-

tesdienste und tägliche Andachten hielt. Er wurde von seinen Schülern und Kollegen sehr geliebt. Er war ein Friedensstifter, wenn es zwischen Menschen zu Streit kam.“

Auch der EVS wird Klaus Schmid schmerzlich vermissen und ihn in ehrender und dankbarer Erinnerung bewahren. In seinem Nachruf bei der Beerdigung in Kirchheim/Teck, wo Klaus Schmid in den letzten Jahren in der Nähe der Familie einer seiner beiden Töchter gelebt hat, sagte Pfarrer Uwe Gräbe, sein Nach-Nachfolger im Amt des EVS-Geschäftsführers: „Klaus Schmid war ein Friedensstifter. Einer, der seinen Rat nicht aufdrängt, sondern trotz aller Lebenserfahrung bescheiden abwartet, bis er gefragt wird. Klaus Schmid hat stets für seine Aufgabe gebrannt. Er war ein Brückenbauer zwischen den Kulturen. Einer, der im Nahen Osten ebenso zu Hause war wie im Schwabenland, und der andere immer wieder ermutigt hat, sich stets das Beste aus beiden Kulturen anzueignen.“

2017 hat Klaus Schmid für sein jahrzehntelanges Engagement für die Schneller-Schulen das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen. Über die Auszeichnung hat er sich sehr gefreut. Doch noch mehr hat es ihn gefreut, wenn er von seinen ehemaligen Schülern erfahren hat, dass sie ihren Weg gehen und erfolgreich und glücklich im Leben stehen.

Katja Dorothea Buck

AUS DEM NAHEN OSTEN GENUSS & SCHÖNES



MAGDALENA-SCHNELLER-WEIN, WEISS

CHARDONNAY, LIBANON

Ein mehrfach prämiertes Chardonnay des traditionsreichen Weingutes Château Ksara. Angebaut werden die edlen Weintrauben auf 900 Meter in der Bekaa-Ebene.

1 Flasche, 0,75 l 13,20 €



JOHANN-LUDWIG- SCHNELLER-WEIN, ROT

CUVÉE, RÉSERVE DU COUVENT,
LIBANON

Ein ausgezeichnete Cuvée, die die fruchtigen Aromen von Cabernet-Sauvignon, Syrah und Carignan mit einer feinen Vanillenote vereint.

1 Flasche 0,75 l 8,30 €

Beide Weine sind in größeren Gebinden zum ermäßigten Preis lieferbar.

Ihre Bestellung bitte an:

Herrnhuter Missionshilfe e. V.

Badwasen 6 | 73087 Bad Boll

Tel.: 07164 9421-85 | Fax: 07164)9421-99

E-Mail: info@herrnhuter-missionshilfe.de

www.moravian-merchandise.org

TIPP: Ein Besuch im Online-Shop der Herrnhuter Missionshilfe (HMH) lohnt sich! Dort finden Sie auch die berühmten Herrnhuter Sterne und eine Fülle weiterer Produkte aus Partnerorganisationen.



GESCHENKBEUTEL AUS BROKATDAMAST

Diese dekorativen Geschenkbeutel aus Brokatdamast werden von gehörlosen Frauen im „Jofeh Community Rehabilitation Center“ in Jordanien genäht.

Die Geschenkbeutel haben unterschiedliche Muster und Farben und sind in zwei Größen erhältlich:

klein (ca. 15x10cm)

Preis 2,10 €

groß (ca. 21x15cm)

Preis 2,90 €

SCHLÜSSEL- ANHÄNGER FISCH

Individuell verarbeiteter Schlüsselanhänger aus Holz, von Schreinerlehrlingen der Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon hergestellt.

ca. 6 cm 2,20 €



Ihre Bestellung bitte an:

Evang. Mission in Solidarität (EMS)

Vogelsangstraße 62, 70197 Stuttgart

Tel. 0711 636 78-71 | Fax: 0711 636 78-66

E-Mail: vertrieb@ems-online.org

Shop.ems-online.org

Kritisch und empathisch

Nein, dieses Buch ist nicht einseitig. Unübersehbar ist Baumgartens Kritik an der palästinensischen Politik. Das Scheitern des Oslo-Prozesses werde meist Israel angelastet. Letztlich aber sei es genauso das Ergebnis palästinensischer Uneinigkeit gewesen. Auffallend deutlich ist ihre Kritik an Mahmud Abbas, der seine Geheimdienste die Polizeiarbeit für Israel ausüben lasse. Selbst die Fatah sei bei Abbas weitgehend marginalisiert. Eine freie Presse existiere nicht. Vor allem aber kontrolliere Abbas die palästinensischen Sicherheitsdienste und könne damit jede Opposition zum Schweigen bringen.

Die Autorin ist zwar in Stuttgart geboren und hat in Tübingen studiert. Seit mehr als 30 Jahren lebt sie aber in Jerusalem und unterrichtet seit 1993 an der Bir Zeit Universität im Westjordanland. Das Schicksal der Palästinenser teilt sie

wieder Folter, Häuser würden versiegelt und gesprengt, jedwede politische Betätigung sei verboten. Auch die Wasser- und Stromversorgung, sowie Verkehrs- und Transportwesen würden ausschließlich von Israel kontrolliert. Am schlimmsten aber sei die allgegenwärtige Demütigung.

Das Buch endet allerdings nicht in der Hoffnungslosigkeit: „Im Gegensatz zur israelischen Bevölkerung ist eine immer größere Zahl von amerikanischen Juden Israel gegenüber sehr kritisch geworden. Vor allem wird die Besetzung von immer weniger Juden gutgeheißen oder akzeptiert.“ Einer ihrer Sprecher habe das so formuliert: „Palästinensische Flüchtlinge haben das Recht darauf, nach Hause zurückzukehren. Juden sollten das verstehen können.“

Gut, dass die Autorin am Ende mahnt, die Stimmen der nur noch wenigen palästinensischen Christinnen und Christen nicht zu vergessen. Dazu gehört auch die Trägerkirche der Theodor-Schneller-Schule, die Bischöfliche Diözese von Jerusalem und dem Mittleren Osten. Ein lesenswertes Buch!

Ulrich Kadelbach



Helga Baumgarten

Kein Frieden für Palästina

**Der lange Krieg gegen Gaza,
Besatzung und Widerstand**

Pro Media, Wien 2021

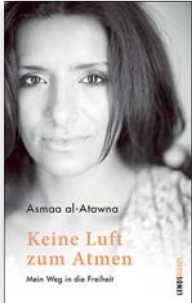
191 Seiten, 19,90 Euro

seit langem mit ihnen. Entsprechend eindringlich und empathisch stellt sie es dar. „Israel kontrolliert bis heute jeden Aspekt im Leben des einfachen Bürgers in der West Bank.“ Es gebe Schikanen aller Art, ungesetzliche Bestrafungen, Ausgangssperren, willkürliche Verhaftungen und Hausdurchsuchungen, Stadt- und Hausarrest, Misshandlungen und auch immer

Doppelte Besatzung

In „Keine Luft zu Atmen“ beschreibt Ammaa al-Atawna ihre Kindheit als Tochter einer nach Gaza geflohenen Beduinenfamilie. Es ist nicht nur die Enge in den Gassen des Flüchtlingslagers, die ihr keine Luft zum Atmen lässt. Auch die konservativen Wertvorstellungen, die soziale Kontrolle und das traditionelle Rollenverständnis lassen ihr kaum Freiräume. Zwar

verlässt die Familie für einige Zeit Gaza. Erfolglos versucht der Vater, in den Golfstaaten ein Auskommen zu finden. Doch auch dort bestimmen die traditionellen Normen und das eintönige, ärmliche Leben irgendwo am Rand einer großen Stadt



Asmaa al-Atawna
Keine Luft zum Atmen.
Mein Weg in die Freiheit
Übersetzt von Joël László
Lenos, Basel 2021
172 Seiten, 16 Euro

ihr Leben. Nach der Rückkehr nach Gaza muss Asmaa schmerzhaft erleben, wie ihre ältere Schwester von den Eltern unglücklich verheiratet wird. Ihr Jugendfreund wird bei einer Demonstration gegen israelische Soldaten getötet.

Apropos Besatzung: Die Autorin vermeidet alle Stereotypen des Nahostkonflikts. Vielmehr schwimmt die Realität der Besatzung zu einem Hintergrundrauschen, das aber ständig präsent ist. Damit rückt die eigentliche Geschichte dieser jungen Frau stärker in den Vordergrund und es wird deutlich, dass es nicht allein die Besatzung ist, die den Menschen in den Flüchtlingslagern das Leben schwer macht. Insbesondere Frauen leiden unter den rigiden Traditionen, die ihnen keinen Raum zur Selbstentfaltung lassen.

Eine packende Geschichte und ein wertvoller Mosaikstein, um das große Puzzle der Nahost-Verhältnisse besser zu verstehen.

Katja Dorothea Buck

Mutige, theologische Texte

Nach zwei Bändchen mit eher tagesaktuellen Reflexionen aus seiner Zeit als Studienleiter in Nes Ammim und als Vertreter im Jerusalemer Propstamt wechselt der rheinische Theologe Rainer Stuhlmann das Genre. Es sind die auf einer tieferen Ebene theologischen Texte seiner Jerusalemer Zeit, die er hier versammelt hat: geistliche Worte, Ansprachen, Predigten...

Untergliedert ist die Sammlung in drei Teile: „Von Juden und Muslimen lernen“, „Mit Juden und Muslimen glauben“, „Vor Juden und Muslimen bekennen“. Das Lernen vom Judentum ist für Stuhlmann Programm.

Abgesehen von Magdalene Frettlöh aus Bern benennt er seine Lehrerinnen und Lehrer nicht, aber man meint doch Anklänge an Gollwitzer und F.W. Marquardt zu vernehmen, wo Stuhlmann zum Beispiel das jüdische Nein zu Jesus als dem Messias in seiner Bedeutung für Christen würdigt. Nur dadurch, dass die Christusfrage letztlich eine offene ist, wird allem Triumphalismus ein Riegel vorgeschoben.

Es bedürfte nicht des gedankenreichen Nachwortes der Islamwissenschaftlerin Angelika Neuwirth, um zu erkennen, dass Stuhlmann in das christlich-muslimische Verhältnis (noch) nicht annähernd so tief eingestiegen ist wie in das christlich-jüdische. Und doch ist es ein unglaublich lesenswertes Buch geworden.

Stellt man sich die konkrete Zuhörerschaft einiger der Predigten vor, so kann man zuweilen nur staunen: Ausgerechnet im internationalen Reformationsstags-Gottesdienst an der Jerusalemer

Erlöserkirche, vor einer mehrheitlich palästinensischen Gemeinde, entfaltet Stuhlmann „Was Luther von Juden hätte lernen können.“ Und nirgendwo anders als



Rainer Stuhlmann

Beherzte Worte

aus Jerusalem

**Evangelium – verantworten
vor Juden und Muslimen.**

Aphorisma, Berlin 2021,

220 Seiten, 16 Euro

vor den zur „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ versammelten Klerikern der mehrheitlich palästinensischen Kirchen erklärt er den Weg der Weisen aus dem Morgenland nach Bethlehem zur „ersten großen Versammlung der Weltreligionen“ unter dem „Stern des Judenkindes“.

Unabhängig davon, wie solche Aussagen am konkreten Ort gehört worden sind, sind sie doch Ausdruck eines aufrechten Ganges, der sich nicht anbiedert an die jeweils Zuhörenden.

Uwe Gräbe

Ulrich Ruopp †

Der Evangelische Verein für die Schneller-Schulen (EVS) nimmt Abschied von Ulrich Ruopp aus Tuttlingen, der Anfang September im Alter von 81 Jahren verstorben ist. Herr Ruopp hat sich außergewöhnlich für die Johann-Ludwig-Schneller-Schule im Libanon engagiert.

Dauerhaft zeugt davon das dortige Fußballfeld, welches die Familie 2016 im Namen ihres viel zu früh verstorbenen Sohnes Martin gestiftet hat. Wir teilen die Trauer von Ehefrau, Tochter, Schwiegersohn, der beiden Enkelkinder und all derer, die Ulrich Ruopp nahestanden. Zugleich hoffen wir auf den Trost unseres gnädigen Gottes, in dessen Hand der Verstorbene nun geboren ist.

Für den EVS

Pfarrer Dr. Uwe Gräbe

136. Jahrgang, Heft 4, Dezember 2021

Herausgeber:
Evangelischer Verein für die Schneller-Schulen e.V. (EVS)
in der Evangelischen Mission in Solidarität e.V. (EMS)

Redaktion: Katja Dorothea Buck (verantwortlich),
Dr. Uwe Gräbe, Felix Weiß

Übersetzungen aus dem Englischen:
Katja Dorothea Buck

Vogelsangstraße 62 | 70197 Stuttgart
Tel.: 0711 636 78 -39 | Fax: 0711 636 78 -45
E-Mail: evs@ems-online.org | www.evs-online.org
Sitz des Vereins: Stuttgart

Gestaltung: keipertext.com | Martin Keiper

Druck: Druckerei Maier GmbH, Rottenburg
Auflage: 12.000

Kontaktadresse Schweizer Verein für die
Schneller-Schulen im Nahen Osten (SVS):
Pfr. Ursus Waldmeier, Rütmatstrasse 13, CH-5004 Aarau
PC-Konto: 40-11277-8
IBAN: CH05 8148 8000 0046 6023 2
info@schnellerschulen.org | www.schnellerschulen.org

Das Schneller-Magazin erscheint vier Mal jährlich.
Der Bezugspreis ist sowohl im EVS-Mitgliedsbeitrag
als auch im SVS-Jahresbeitrag enthalten.

Das Schneller-Magazin gibt es im Internet auch auf
Englisch: www.ems-online.org/en/schneller-magazine



*Freue dich und sei fröhlich, du Tochter Zion!
Denn siehe, ich komme und will
bei dir wohnen, spricht der HERR.*

Sacharja 2,14



EVS Evangelischer Verein
für die Schneller Schulen

Vogelsangstr. 62 | 70197 Stuttgart | Tel. (0711) 636 78-39



Der EVS ist Mitglied in der
Evangelischen Mission in Solidarität e.V.

Die Schneller-Schulen sind auf Ihre Spende angewiesen.
Sie freuen sich, wenn Sie diese Arbeit unterstützen.

Spenden für den EVS:

Evangelische Bank eG IBAN: DE59 5206 0410 0000 4074 10

Zustiftungen für die Schneller-Stiftung:

Evangelische Bank eG IBAN: DE09 5206 0410 0000 4074 37